

DÜSSELDORF

CITY | WALKING*



SVEN-ANDRÉ DREYER u.a. | michason & may

* »So feiert Düsseldorf unter der Woche«, meint der untersetzte Mann mit dem Schnauzer und dem glänzenden Einstecktuch, schwenkt seinen Arm im Halbkreis aus und tut so, als habe er die Menge um uns auf die Ratinger Straße eingeladen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Michason & May Verlagsgesellschaft
UG (haftungsbeschränkt)
Frankfurt am Main, 2014
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: www.litRAUM.de
Druck: *Print Group Sp. z o.o.*

ISBN: 978-3-86286-041-8
Originalausgabe

Weitere Informationen unter:
www.michasonundmay.de

michason & may | **DÜSSELDORF WALKING**

SVEN-ANDRÉ DREYER

* Sven-André Dreyer, geboren 1973, gilt nicht nur ob seiner Erzählbände, sondern auch wegen der Veranstaltungsreihen, die er organisiert und moderiert, als Aktivist der Düsseldorfer Literaturszene.

Für die WALKS* durch seine Geburtsstadt hat er folgende Autoren zusammengetrommelt: Pamela Broszat, Pia Ersfeld, Gesa Evers, Richard Gleim, Pamela Granderath, Martin Halotta, Philipp Holstein, Peter Koebel, Regina Matthes, Britta Meyer, Janina Rauers, Regina Vollmers, Alexandra Wehrmann sowie Michael Wenzel. Und Heinrich Heine ist auch vertreten.

WALKS*

Fremd in der eigenen Stadt.....	11
Talk, Talk, Talk	14
Tu mir mal noch so einen.....	16
Ein Streifzug durch Flingern	27
Der Köbes säht nix.....	31
Louis Vuitton, ein Schlumpf, ein Kommunist	34
Ein Streifzug über den Worringer Platz.....	39
Treibhaus	47
Die Ständehausstraße	48
Geheimcode »Grüne Tüte«.....	49
Papageien auf der Kö.....	55
Schadowstraße.....	57
Platz da	58
Alles fällt.....	62
Das kann der besten Mall passieren	65
Der Narrenfahrplan	69
Karneval von hinten	70
Von Polizisten und Kinderwünschen	73
Lärm und Ruhe	75

Als ich das Pferd sah.....	76
Begegnungen mit einem Caf�betreiber	78
Das Leben ist ein langes, ruhiges Gleis	84
Brot in Bilk	90
Jacks Geheimnis.....	92
Volmerswerth.....	95
Besonders und doppelt	100
F�rstenplatz.....	106
Zur D�sselaue	109
Stra�enfluchten.....	111
707	112
H�ftgold	114
Pempelfort	115
Im Teddyb�rkrankenhaus	118
Auf der Heinrichstra�e.....	120
Nach den Hingbenden.....	122
An der D�ssel.....	124
Autobiografische Skizze.....	128
Kreise.....	134
Eine Ode an Itter.....	138

Tausend Ecken, tausend Geschichten.....	140
Perspektiven im Fokus	143
730.....	146
Von Düsseldorf nach Köln, ein Versuch	159
Im Zoopark.....	165
Musik made in Gerresheim	168
Kontraste.....	171

Der Blick des Versicherungsmenschen war ziemlich mitleidslos: »Das muss hier alles raus. Der Boden muss neu gemacht werden, die Tapeten auch. Kann einige Wochen dauern.«

Dann ging er, seine Schritte machten patsch, und ich blieb zurück in meiner Wohnung, in der ein Rohr geplatzt war.

Drei Stunden lang war das Wasser in jeden Winkel gelaufen. Ich hatte es erst nach drei Stunden gemerkt, weil ich geschlafen hatte, und nun war mein Zuhause ein Sanierungsfall.

Es ist nicht so, dass in diesem Jahr nicht schon genug Mist passiert wäre. Es war ein Scheißjahr, um genau zu sein. Ich war oft froh, die Tür hinter mir schließen zu können, mich aufs Sofa zu packen und irgendeinen Quatsch im Fernsehen zu gucken, um mich abzulenken.

Nun hatte mir ein Mann im Anzug erklärt, dass ich mir das erst mal abschminken konnte. Rausgeschmissen von einem geplatzten Wasserrohr.

Ich musste mir eine Unterkunft suchen, für mindestens fünf Wochen.

Erst dachte ich, ich könnte bei einem meiner Freunde unterkommen, doch dann fiel mir auf, dass einige Wochen eine verdammt lange Zeit sind.

Es war mir unangenehm, jemanden zu fragen, ob ich so lange auf seinem Sofa campieren dürfe.

In Wahrheit konnte ich mir überhaupt nicht vorstellen, mehrere Wochen von jemand anderem abhängig zu sein, von seinen Arbeitszeiten, Essgewohnheiten und seinem Musikgeschmack.

Es musste schnell gehen, also googelte ich Hotels und fand eins in der Nähe vom Bahnhof, eines dieser unscheinbaren, die aussehen wie normale Mietshäuser.

Es war noch so nah an meiner Wohnung, dass mein Anwohnerparkausweis galt, und doch kam es mir vor, als zöge ich in eine andere Stadt.

Düsseldorf ist mehr Melting Pot als Berlin oder Köln oder München. Auf einer vergleichsweise winzigen Fläche drängeln sich Superreiche, Normalos, Touristen und Junkies. Von der Kö zum Hauptbahnhof sind es keine zehn Minuten zu Fuß, und doch durchbricht man auf diesem Weg etliche unsichtbare Grenzen, von 100.000 Euro Jahresgehalt geht es kontinuierlich abwärts – bis zu ein paar Cents im Plastikbecher.

Ich war in der Nähe der Plastikbecher. In der Nähe von Männern, die nachmittags um drei in Strip-Bars gehen.

Dazu kam dieses spezielle Hotel-Gefühl. Wenn man nicht gerade beruflich ständig von Stadt zu Stadt reist, ist es ein schönes Gefühl, denn es bedeutet Urlaub, im besten Fall Exotik.

Hier und da kam dieses Gefühl auf, manchmal war ich regelrecht verwirrt, wo ich war, doch dann trat ich vor die Tür und sah die Düsseldorfer Kennzeichen, die vertrauten Straßenbahnen mit ihren charakteristischen, zischenden Bremsgeräuschen.

Das geplatze Wasserrohr hatte mich nicht nur aus meiner Wohnung geschmissen, es hatte mich auch in ein anderes Düsseldorf katapultiert, ein raues, großstädtisches, dreckiges, jenseits meiner gewohnten Kiez-Heimeligkeit ohne Plastikbecher und Strip-Bars.

Laut Anwohnerparkausweis ist aber auch das mein Viertel. Er bescheidet mir, dass ich auch hier zu Hause bin, schwarz auf weiß, amtlich.

»So feiert Düsseldorf unter der Woche«, meint der unternetzte Mann mit dem Schnauzer und dem glänzenden Einstecktuch, schwenkt seinen Arm im Halbkreis aus und tut so, als habe er die Menge um uns auf die Ratinger Straße eingeladen.

Einer der gegelten Anzugträger aus unserer Gruppe stößt ein viel zu lautes Lachen aus, eine der blassen, blonden Kostümträgerinnen zieht ihre Lippen zu einem dünnen Strich auseinander.

Ich setze mein Alt an, drehe mich in die andere Richtung, damit ich nichts sagen muss. Lasse meinen Blick zwischen den freizeitleich gekleideten Menschen hindurch gleiten. Vorbei an anstoßenden Gläsern, sich unterhaltenden Mündern, lachenden Gesichtern. Bis zu den Stehtischen vor dem Rosenrot, wo ich an zwei grünen Augen hängen bleibe, die mich über den Rand eines Weinglases anblicken.

»Haben Sie sich schon in Düsseldorf eingelebt?«, fragt eine Stimme aus meiner unmittelbaren Umgebung, die zu einer der blassen, blonden Kostümträgerinnen gehören muss.

»Ich wohne schon seit sechs Jahren hier.«

»Okay«, antwortet die blasser Blonde direkt neben mir, während ich mich bereits nach den grünen Augen vorm Rosenrot umdrehe.

Sie ist heute Abend mit einer Freundin da, nimmt einen Schluck Wein und schafft es gerade noch ihr Glas auf dem

Tisch abzustellen, bevor sie sich vor Lachen schüttelt, nachdem ihr ihre Freundin etwas ins Ohr geflüstert hat.

Als sie sich wieder fängt, blicken mich ihre grünen Augen einen Moment lang zu intensiv an, schenken mir ein sanftes Augenklimpern, das mich lächeln lässt.

»Dieser Verkehr morgens ist unerträglich. Überall Baustellen. Kommen Sie auch mit dem Auto ins Büro?«

Erneut eine Stimme aus unserer Gruppe, dieses Mal etwas heiserer und von der zweiten blassen Blondin, die ihr Kostüm im selben Laden wie die erste gekauft haben muss.

»Ich komme zu Fuß. Wohne ja direkt in der Innenstadt.«

»Okay.«

Mein Kopf schnellt wieder in die andere Richtung und ich bekomme gerade noch mit, wie das Mädchen mit den grünen Augen ihren Arm in die Höhe streckt, ihre Freundin an sich drückt und – ohne mich noch mal eines Blickes zu würdigen – im Rosenrot verschwindet.

»So, meine Damen und Herren! Genug gefeiert. Morgen ist ein neuer Tag und wir müssen viel schaffen«, meldet sich der untersetzte Mann wieder zu Wort.

Er drückt eine Falte aus seinem glänzenden Einstecktuch, greift seinen Rollkoffer, den er unter unserem Tisch abgestellt hatte, und verabschiedet sich mit einem harten Kopfnicken: »Wir sehen uns morgen im Büro.«

»Ich gehe dann auch«, schließe ich mich an, leere hastig mein Glas, verabschiede mich und falle in die murmelnde Menge – in der Hoffnung, von ihr ins Rosenrot getragen zu werden.

Ich wohne in Oberbilk, dem vermeintlichen Multikulti-Stadtteil von Düsseldorf. Klein-Marokko wird es oft genannt.

Hier gibt es ziemlich viele Friseure für Männer und Jungen, Brotläden, Bäcker nennen wir das hier nicht, Gemüsehändler, auch aus Kofferräumen heraus wird mit Minze, Oliven und Orangen gehandelt, und einen ziemlich guten Fischladen, wegen dem allerdings die halbe Straße nach Fisch riecht.

Wenn mich jemand besuchen will und mit dem Zug anreist, erkläre ich den Weg vom Bahnhof zu mir immer der Nase nach:

»Du musst am Hinterausgang raus, da, wo es so stark nach brennenden Aschenbechern riecht. Dann erst rechts halten und beim Uringeruch rechts abbiegen, bis zur Ampel. Da gibt es drei Straßen, die eine riecht nach Urin, die zweite nach Fisch und die dritte nach Brot. Bei der Fischstraße musst du rein.«

Bislang hat das immer geklappt, auch wenn ich der Vulkanstraße wahrscheinlich unrecht tue, jedoch umweht sie leider häufig ein starker Ammoniakduft.

Ich komme vom Land. Nicht so ein bisschen Land, das noch einen S-Bahn-Anschluss oder Hochhäuser hat, sondern so richtig Land, wo nur viermal am Tag ein Bus kommt, alle mit 13 Jahren schon mindestens Trecker fahren können, und die nächste Autobahn eine Stunde entfernt ist.

Coole Läden gab es dort immer eher spärlich und wenn, dann waren da auch alle anderen, oder sie wurden mit irgendwelchen Drogengeschichten in Verbindung gebracht und daher geschlossen.

Im Sommer trafen wir uns im Wald oder in den Gartenhäuschen unserer Eltern, im Winter allerdings trafen wir uns in den Dorfkneipen, da war man zwar unter Beobachtung, aber es war wenigstens warm. Plastikblumendeko, billiger Schnaps, Radio-Charts-Musik, Herrengedeck und kultiger Wirt inklusive.

Als Studentin in Düsseldorf mit wenig bis gar keinem Geld, wohnte ich von Anfang an so wie alle meine neuen Freunde: rund um Oberbilk, in dem Teil, dem sie seit fast zehn Jahren nachsagen, er würde der nächste hippe Teil der Stadt, das neue Flingern werden.

Die Nähe zum Bahnhof und zum Bahndamm, jenem Etablissement mit Nummern an den Fensterscheiben, hinter denen sich leicht bekleidete Damen präsentieren, lässt Oberbilk vom hippen Dasein aber bislang verschont.

Statt alleinerziehender Väter, Soja-Lattes und Cupcake-Lädchen mit selbstgestrickten Tischsets gibt es Altbauwohnungen zu Preisen, die wir uns zu zweit leisten können. Trotz Hundescheiße, Alkoholiker-Treffs, schlechter Nachrichten und trotz Warnungen durch die Polizei ist der Lessingplatz mit seinen Seitenstraßen mein neues Zuhause geworden.

Während man in der Düsseldorfer Altstadt – nicht nur dem Gerücht nach – leicht über einem Bier versacken kann, ist das Publikum hier, besonders an den Wochenenden, eher gewöhnungsbedürftig.

Heißt: Wenn wir keine Lust auf Absturz haben, gehen wir da nicht hin.

Zum Glück gibt es in der Zwitterzone zwischen Friedrichstadt und dem gemäßigten Oberbilk unterhalb der Kruppstraße zahlreiche Läden, in denen man in Ruhe Pils bestellen, Schnäpschen trinken und Freunde treffen kann.

Besonders in Richtung der Oberbilker Allee befinden sich mit der Brause, einer alten Tankstelle, in der es regelmäßig Konzerte, Videoabende und Grillpartys gibt, dem Kucheneck, dem Café Knülle, dem Pitcher mit Kicker und Billardtisch, dem Konvex mit den besten Schnapskreationen der Stadt und dem etwas weiter oben liegenden DreiRaum genug Läden, in denen man sich treffen kann und die von den zwei Düsseldorfer Plagen – Schickimickis und Junggesellenabschiede – verschont bleiben.

Als Mädchen vom Land, das sich bald an das Stadtleben gewöhnt und in Düsseldorf verliebt hatte, funkelten mich aber immer häufiger ganz andere Lichter an: Unser gesamter Bewegungsradius Bilk, Friedrichstadt und Oberbilk ist gespickt mit Eckkneipen. Durch die Butzenscheiben ist von außen meist nicht viel zu sehen und wer sie nicht kennt, übersieht sie leicht.

»Das müssten wir echt mal machen!«, sagten wir uns lange Zeit.

Dann kriegten wir es endlich hin und machten die Eckkneipentour.

Unsere immer wankenderen Schritte führten uns auf die Oberbilker Allee und ins Kepler-Eck, dann ins Ende Kull, weiter auf die Sonnenstraße zur Sonnenschänke bei

Sylvia, ins Bogeneck auf der Bogenstraße, ins Bilker Eck auf der Bilker Allee und in den Box-Papst auf der Vulkanstraße.

Die meisten Läden sind so wie unsere Dorfkneipen früher: inhabergeführt, voller Stammgäste, man wird schnell in Gespräche verwickelt und noch schneller Schätzchen genannt.

Das Kepler-Eck ist stets einigermaßen gut besucht. Hier findet sich auch Studentenvolk ein, wenn Knülle, Konvex und Pitcher in der Nachbarschaft keinen Platz mehr frei haben. Es gibt einen Schnaps des Tages, dessen auf einer Schiefertafel verkündeter Preis selten die Höhe von 1,20 Euro überschreitet. Begrüßt wird man von jahreszeitlicher Dekoration, Männern in Latzhosen vor dem Spielautomaten und lauter Schlagermusik.

Im En de Kull geht es vereinsmäßiger zu, die Gäste kennen sich alle, man wird zunächst mal beäugt. Die Traditionskneipe ist Freundschaftstreff, es wird geklönt und manchmal gibt es auch Soleier hinter der Theke.

In die Sonnenschänke reinzukommen ist erst mal gar nicht so leicht. Wir schafften es nur mit Hilfe, zugegebenermaßen hatten wir aber auch schon ein bisschen was getrunken.

Der Laden ist recht dunkel gehalten, das Mobiliar und auch das Licht machen auf Dauer schläfrig. Aber der Umgangston ist herzlich, wir gehörten mir nichts dir nichts zum Inventar.

Als Chefin Sylvia müde wurde, wunderte es uns daher auch nicht, dass sie einen der Gäste bat, »fertig zu machen«.

»Ich mache das öfter«, grinste er und schüttete uns schwankend ein paar Schnäpschen ein.

Das Bogeneck wartet mit goldenen Vorhängen auf. Die Theke ist das zentrale Element des Ladens, an den Tischen davor lässt es sich gut munkeln.

Im Bilker Eck bediente uns Kosta. Hier trifft sich auch jüngeres Volk, an der Wand hinter einem Ecktisch kleben linkspolitische Aufkleber.

Auf dem Weg zur Toilette wurde ich fast von einem Dartpfeil erschlagen, wer hier spielt, sollte sich unter Kontrolle haben.

Kosta wirkte von unseren schnellen und durcheinander vorgebrachten Bestellungen verwirrt, schlurfte aber gutmütig ein ums andere Mal zur Theke, um unseren Wünschen nachzukommen.

Besonders begeisterte uns aber der Box-Papst, der aus der Butzenglasmasse heraussticht wie ein bunter Hund.

Direkt neben dem Bahndamm und dem 24-Stunden-Büdchen gelegen, verschlägt es nur selten Besucher aus Versehen in diese Ecke. Vereinsmeier sind hier nicht zu finden, eher Legenden: Ihre Bilder pflastern die Wände des kleinen Ladens und berichten von besseren Zeiten und sportlichen Erfolgen, von denen sogar wir schon einmal was gehört haben.

Da unsere Tour hier mit einem Samtkragen an der Theke, hinter der ein großer Baseballschläger lehnt, um schlechte Absichten im Keim zu ersticken, endete, verabschiedeten sich alle Mitstreiter nach und nach, und ließen mich alleine zurück.

Ich rührte noch in meinem erstaunlich guten Kaffee, der mir wieder ein bisschen Klarheit verschaffen sollte, und bewunderte dabei die achteckige schwarze Tasse, als ich bohrende Blicke spürte.

Ich blickte in Bohrrichtung und bemerkte jetzt erst, dass ich nicht der letzte Gast war: Am letzten Tisch vor den Toiletten saß eine kleine Frau vor einem leeren Schnapsglas und musterte mich.

Sie war das, was man gemeinhin hutzelig nennt, trug eine in Mitleidenschaft gezogene Dauerwelle, dazu einen schwarzen Jogginganzug mit gefälschten Adidas-Streifen.

Ich nickte ihr leicht zu und wollte mich grade wieder umdrehen, als sie mich ansprach: »Was machst du hier?«

»Ich erkunde meine Nachbarschaft«, erwiderte ich forsch.

Sie nickte ihrerseits, sagte nichts mehr, und ich drehte mich wieder um, in der sicheren Gewissheit des Betrunkenen, eine perfekte Antwort gegeben zu haben.

Das empfand die Frau anscheinend auch so, denn sie stand auf und hievte sich ächzend auf den freien Barhocker neben mir. Dabei schmiss sie meine Jacke runter, das war ihr offensichtlich aber egal. Mir in dem Moment aber auch, ich trank meinen Kaffee und hörte Freddy Quinn.

»Weißt du, ich find das gut«, sagte sie, guckte mich dabei aber nicht an, sondern stierte auf eines der Legenden-Fotos an der Wand. »Ohne Nachwuchs gehen die alten Läden ja vor die Hunde.«

Das hat meine Mutter auch mal zu mir gesagt. Wir standen damals in Wien, es schneite und die Stadt glitzerte, aber meine Mutter war missmutig.

»Hier sieht es so aus wie in allen anderen Städten auch. Überall die gleichen Geschäfte!«, motzte sie. »Eure Generation ist dafür zuständig, das wieder zu ändern.«

Ob der schieren Überforderung durch diese Aufgabe nickte ich damals bloß. Und vermeide nun Kaufhäuser und Ketten so gut es geht.

Emotional angewärmt, wie ich mich im Box-Papst fühlte, antwortete ich der betagten Dame neben mir also: »Das sagt meine Mutter auch immer.«

Originell und präzise, auch auf diese Antwort war ich stolz, sie zog alle Register des Smalltalks: Zustimmung, Mütter versus braver Töchter und die Aufforderung, in dieser Richtung weiter zu argumentieren.

Trotzdem verfielen wir danach in ein kurzes Schweigen. Offensichtlich hatte ich aber einen Test bestanden und sie nutzte die Zeit, um nach den richtigen Worten zu suchen, denn plötzlich drehte sie sich zu mir und fing an zu erzählen:

»Weißt du, Mädchen, ich habe schon hier gelebt, als ich so alt war wie du. In dieser Ecke war früher alles Rotlicht und der Box-Papst war noch keine Kneipe, sondern ein Pornoladen. Ich stand damals an der Kasse, wir verkauften die ersten selbstproduzierten Pornos der Stadt. Weil wir kein Geld hatten, machten wir alles selbst und in den meisten Filmen spielte ich die Hauptrolle. Ich war ja da und hatte Zeit.«

Sie hielt kurz inne, winkte der Kellnerin und bestellte noch zwei Samtkragen.

»Einer ist für die junge Dame hier«, sagte sie und wandte sich dann an mich: »Wenn du beim Kaffee bleibst, kannst du später nicht mehr schlafen.«

Beim Gedanken an den Schnaps drehte sich mir der Magen um, ich hatte wirklich genug für heute, aber ich wollte auch nicht unhöflich sein. Also nuckelte und nippte ich am Kragen rum, während sie den Schnaps in einem Zug stürzte und weiter monologisierte.

»Das war gar nicht so leicht für mich. Früher waren das ja noch ganz andere Zeiten, nackte Menschen hat man nicht überall zu sehen bekommen.«

Sie schwelgte und hing einer anderen Zeit nach, ich ließ sie und beobachtete sie dabei: Wie sie wohl ausgesehen haben muss vor 45 oder 50 Jahren?

Ich finde es immer schwierig, die Zeichen der Zeit visuell ungeschehen zu machen und mir alte Menschen als jung vorzustellen.

Automatisch hatte ich ein in Sepia getauchtes Bild vor mir, das aber wenig mit ihr zu tun hatte, sondern eher mit meiner Großtante.

»Wie heißen Sie eigentlich?«, fragte ich sie in einer kurzen Erzählpause.

»Rita«, lächelte sie und meinte dann: »Aber nenn mich einfach Uschi.«

Das machte für mich wenig Sinn, aber ich hob mein Schnapsglas mit dem restlichen Kragen und prostete ihr zu: »Auf uns, Uschi!«

Sie nahm das zum Anlass noch weitere zwei Schnäpse zu bestellen, dieses Mal bestand ich allerdings darauf, die Auswahl treffen zu dürfen.

»Haben Sie Ouzo?«, fragte ich die Kellnerin.

»Ja, aber nicht kaltgestellt.«

Warmer Ouzo kommt einem Verbrechen gleich, daher entschied ich mich für ein Düsseldorfer Original.

»Zwei Killepitsch, kommen sofort«, sagte die Kellnerin und eilte los.

Rita alias Uschi grinste: »Richtig so, Mädchen!«

Wieder hatte ich offensichtlich alles richtig gemacht, was für eine Nacht, und so saßen wir noch zwei Stunden und drei Schnäpse lang zusammen.

Uschi erzählte mir von ihrer Zeit als Kind, in der sie für die Damen der Straße, wie sie diese nannte, kleine Erledigungen machte und dafür einen oder zwei Groschen bekam. Da sie im Milieu groß geworden war, kannte sie die richtigen Leute – oder falschen, je nach Blickwinkel – und so wurde sie in der kurzen Hochphase des Düsseldorfer Lustfilms, auch so ein Uschi-Wort, zum Star.

Ihren richtigen Namen hat sie mir nicht verraten, es sei denn Uschi hat gestimmt. Rita war ihr Künstlername, skurrilerweise hatte sie sich den Namen ihrer Mutter dafür ausgesucht.

Ich beschloss, darauf nicht weiter einzugehen, und schüttelte sämtliche Erklärungsversuche, die meine Fantasie unternahm, umgehend von mir ab.

In den 135 Minuten unserer Freundschaft, stellte Uschi mir keine einzige Frage. Und ich war froh darüber. Was hätte ich ihr schon zu erzählen gehabt?

Sie dagegen hatte eine Tonne von Geschichten auf Lager, angefangen vom Rotlichtmilieu vergangener Zeiten über Auseinandersetzungen mit dem Gesetz bis zur Be-

gegnung mit ihrem Mann Heiner, der Banker war und mit dem Rotlicht höchstens was zu tun hatte, wenn er mit einer Nasennebenhöhlenentzündung vor einer eben solchen Lampe saß.

»Heiner zuliebe bin ich damals aus dem Filmgeschäft ausgestiegen«, erinnerte sie sich.

Danach ergriff Uschi nie wieder einen Beruf, denn: »Meine Berufung war die Leinwand.«

Ich hielt das für ein gutes Schlusswort, mit der nötigen Portion Drama, und begann, mich zu verabschieden, indem ich bezahlte und meine Jacke vom Boden fischte.

Uschi akzeptierte meine Bettsehnsucht, aber wollte mich erst gehen lassen, nachdem sie mir ihre Handynummer gegeben hatte. Dafür zog sie, für mich faszinierend, ein iPhone aus der Tasche, wischte mit ihrem hutzeligen Zeigefinger über das Display, suchte sich selbst im Telefonbuch und hielt mir ihre Nummer so hin, dass ich sie lesen und in mein Handy tippen konnte.

»Ich kann mir diese langen Nummern einfach nicht merken«, erklärte sie.

Wir verabschiedeten uns mit einer Umarmung, für die ich mich tief bücken musste, sie war wirklich klein. Dann trennten sich unsere Wege.

An der Ecke drehte ich mich noch einmal zu ihr um und sah, wie sie tippelnden Schrittes in die Arminstraße einbog und um die Ecke verschwand.

Jetzt sitze ich hier zu Hause und je mehr Zeit vergeht, desto seltener denke ich an sie.

Hin und wieder tippe ich ihren Namen in mein Handy, betrachte die Nummer und frage mich, ob ich Uschi wohl mal anrufen sollte?

City Walking*

- Berlin Walking | Betty Kolodzy u.a.
- Bremen Walking | Betty Kolodzy
- Düsseldorf Walking | Sven-André Dreyer u.a.
- Frankfurt Walking | Peter Koebel u.a.
- Hamburg Walking | Rebecca Clare Sanger
- Istanbul Walking | Betty Kolodzy
- Paris Walking | Peter Koebel

Alle Infos & Leseproben unter:
www.michasonundmay.de

Bücher, die eine literarische Reise sind ...

... hin zu den Menschen, die die Stadt mit Leben füllen.

* Gängige Sehenswürdigkeiten und unkommentierte Auflistungen von Restaurants, Geschäften und Bars, die es längst nicht mehr gibt, wenn man mit seinem klassischen Reiseführer am Ziel angekommen ist? Das können Wikipedia und Google Maps via Smartphone besser. Zeit vorwärts zu gehen!

Die Bücher der Reihe City Walking* definieren Reiseliteratur neu: Sie sind selbst eine literarische Reise – und zwar hin zu den Menschen, die die Stadt mit Leben füllen. In WALKS* genannten Erzählungen durchstreifen die Autoren mit offenen Augen und Ohren ihr Revier, sehen hin und hören zu, »sammeln Geschichten aus der Stadt, die anderen vielleicht gar nicht aufgefallen wären«, wie *radio bremen* feststellt. Der Leser erlebt so die Stadt mit all ihren Geheimnissen und auch Widersprüchen.

Wesentlich dabei die Bewegung, denn WALKS* entstehen nicht im geschlossenen Raum, sondern draußen: auf der Straße, im Café, in der Straßenbahn. Spontane Begegnungen und Gespräche, City Walking* fängt den Beat der Stadt ein. Nicht die Orte stehen im Mittelpunkt, sondern die Menschen, die sie beleben.

Alle Infos & Leseproben unter:

www.michasonundmay.de



ISBN 978-3-86286-041-8

14 906 107

Schickimicki vs. rheinischer Frohsinn, Geheimcode »Grüne Tüte« auf der Kö vs. analoge Kommunikation in Volmerswerth, Flingerns Kochrezepte vs. hippe Boutiquen in Bilk. Doch auch wenn an Düssel und Rhein mitunter Welten aufeinander prallen, so vereinen sie sich spätestens bei einem Alt. Die literarischen Walker um Sven-André Dreyer kleiden es in Worte, das einzigartige Flair der Landeshauptstadt.

City Walking* | Bücher, die eine literarische Reise sind ... hin zu den Menschen, die die Stadt mit Leben füllen.